

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 252.

Posen, den 1. November 1928.

2. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

(Nachdruck verboten.)

An den Häusern am Hang stieg blauer Rauch in die silberne Abendluft. Der herben Kühle, die vom Riesen-gebirgskamm herüberwehte, vermischte sich der warme Hauch der Herdstellen, woran sich die Menschen flüchteten, damit die große Einsamkeit der Nacht ihre zägenden Seelen nicht ins Uferlose reißt.

Marie hatte die Suppe auf dem Herd gerüttelt, daß sie heiß blieb und doch nicht anbrennen konnte. Die kleine Küche war sauber und schmuck, der Tisch weiß gedeckt, wie Stefan es liebte. Nun sah die junge Frau nach dem buntbemalten Zifferblatt der Uhr, nahm ein Tuch um und trat vor die Haustür. Bald mußte er kommen.

Der schmale Weg, der zwischen den Wiesen vom Tal heraußführte, war noch leer. Marie senkte plötzlich den dunklen Kopf; eine heiße Röte stieg in ihr hübsches Gesicht. Stand sie nicht hier, wie eine Braut, die auf ihren Liebsten wartet? Dabei war sie doch schon zwei Jahre mit Stefan verheiratet, — zwei Jahre voll Freude, Frieden und Geborgenheit.

Sie lehnte sich fester an den Pfosten der Haustür und atmete tief und dankbar. Wie gut es nach dem harzigen Holz roch, das sie verfeuert hatte! Zwei hohe, runde Stöcke standen drüben neben dem Schuppen, — der ältere schon silbergrau verwittert, der andere noch frisch, bräunlich und hell. Stefan hatte in seiner freien Zeit das Holz herbeigeschafft, gesägt, zerhakt und kunstvoll zu Türmen gesichtet, — froh und geschmeidig, wie im Spiel, wie er alle Arbeit tat. — Wieder trieb ihr eine warme Welle vom Herzen das Blut in die Wangen. Gewaltsam zog sie ihren Blick vom Wege ab und ließ ihn über die dunklen, waldigen Hänge emporsteigen bis zum Kamm, der sich grau und steinig, teilweise schneegesleckt dahinter erhob. Ein feiner, schwacher Lila-Schein geisterte über den Gipfeln. Auf der Koppe glitzerten ein paar Fenster wie Diamanten, und die Schneegrubenbaude mit ihrem Turm zeichnete sich spielerhaft zierlich vom Abendhimmel ab. Oft hatte sie das auch früher gesehen, — stumpf und gleichgültig, wie die anderen es sahen, — als Kind, als junges Mädel und später noch. Stefan erst hatte sie gelehrt, sich zu freuen. Mit seinen Augen blickte sie jetzt in die Welt. — Ob er noch immer nicht kam?

Ganz unten auf dem Wege tauchte eine Gestalt auf. Warum erschrak sie denn so sehr? Sie zog das warme Tuch fröstelnd enger um die Schultern. Stefan war das nicht. Herrgott im Himmel, das war doch — — — ?!

Schwer ging der Feldgrau unter der Last des hochbe packten Tornisters, unter dem Druck des Stahlhelms, der ihm tief im Gesicht saß. Langsam, langsam kam er den Weg heraus. Jetzt war er an der Brücke vorüber, die über den Bach zu Nachbar Schwedlers Anwesen führte.

Marie stöhnte und schloß, von Grauen geschüttelt, die Lider. Nur ein paar Sekunden. Dann tat sie sie wieder auf und erkannte: Der Weg war leer. Wie

ausgelöscht war der, den sie im Wachen geträumt? Oder war einer auferstanden, der schon seit Jahren im fernen Russland begraben lag?

Begraben? Wirklich tot und begraben?

Weshalb stiegen jetzt plötzlich die Zweifel wieder empor, die sie früher so oft gepeinigt und gequält hatten? Paul Vogt, ihr erster Mann, war 1916 in Russland schwer verwundet worden. Kameraden hatten es ihr geschrieben. Er konnte nicht geborgen werden, da die Deutschen dort plötzlich zurückweichen mußten. Die ersten Nachrichten meldeten: „Vermiszt“. Zunächst hatte sie noch gehofft und gehofft. Es war doch so unsfassbar, daß ein Mensch, der eng, ganz eng an ihrer Seite gelehnt hatte, einfach wegblieb, niemals wiederkam, und die eigene Frau sollte noch nicht einmal erfahren, wo sein Grab war. Ihr schlichter, klarer Sinn wehrte sich gegen die brutalen Ungeheuerlichkeiten des Krieges, wollte sie nicht fassen. Allmählich, im Laufe der Jahre, kam dann das Begreifen. Wohl hatte sie sich erst noch gesträubt, als der Verschollene auf Betreiben seiner einzigen Schwester, der neben der kinderlosen Witwe das kleine Erbe zustand, für tot erklärt werden sollte. Dann hatte sie auch darein gewilligt, weil — Stefan Kaiser inzwischen in ihr Leben getreten war — Stefan, der Sonne und Wärme mit sich brachte und alles verdrängte, was an Schatten noch in ihrem Herzen gewohnt hatte.

Sie horchte auf. Das war sein Schritt; hell klang er auf den Steinen des Weges. Froh, der gelbe Pinscher, schoß hocherfreut um die Hausecke und lief ihm lautlos bellend entgegen. Der stattliche, schlanke Mann bückte sich und streichelte den kleinen Kerl; dann hob er die Hand und winkte: „Grüß Gott, Marie!“ — Er stammte von drüben, von jenseits der nahen Grenze. „Der Biehm“ nannten ihn deshalb die wenigen, die ihm nicht wohlwollten.

Sie nickte ihm nur kurz und ein wenig herb zu. Aber er kannte sie und die schamhafte Sprödigkeit ihres Wesens, hinter der sich doch soviel Zärtlichkeit für ihn verbarg. Gutmütig lächelnd legte er den Arm um sie. „Schau, Mirzl, wie schön die Berge schimmern! — Weißt du übrigens, wie sie drunter unser Häusel jetzt nennen? Das Mohhäusel. Ein feiner Name, gelt?“

„Mohhäusel?“

„Ja, nach den Mohnblumensträußen, die ich auf die Fensterläden gemalt habe.“

Sie traten mitsammen ein wenig zurück und betrachteten stolz das alte, silbergraue Holzhaus, von dem sich im letzten blauen Tageschein die blaugrauen Lüden mit den roten Blumensträußen so gut abhoben. Stefan war ein geschickter Glasmaler und in der großen Glasschüttel in S. beschäftigt. Es steckte sogar ein echter, rechter Künstler in ihm, aber er wußte es nicht.

Sie gingen ins Haus. Und während Stefan sich wusch, nahm Marie seinen Rock, um ihn draußen vor der Haustür abzubürsten. Im Flur drückte sie erst einen Augenblick ihr Gesicht in das Kleidungsstück, das noch die Wärme seines Körpers an sich trug. Es war ihre Art so; sie verschwendete heimlich manche Zärtlichkeit an seinen Sachen, weil sie sich scheute, ihm selbst ihre große, heiße Liebe zu zeigen.

Die grauen Schleier der Dämmerung sanken überraschend schnell herab, der lila Schein auf dem Kamm

verblieb, die Umrisse verwischten sich. Ein paar gelbe Lichtpunkte funkeln nadelsoig auf der Schneekoppe und weiterhin am Kamm entlang und verrieten die verschiedenen Bauden. Fern hupte ein Auto, schrillte ein Eisenbahnpfeif in die eigentümliche Leere hinein, die nach dem Erlöschen des Tages auch die vertraute Umgebung ins Unendliche dehnt, so daß der Mensch sich plötzlich fremd, einsam und verlassen fühlt ohne die goldene Bindung des Lichts. Schlich nicht wieder ein Schatten da unten bei Schwedlers Brücke heran — ein Mann im Stahlhelm und feldgrauen Rock? — Marie schauderte, als sie an die rätselhafte Erscheinung von vorhin dachte. Was hatte das zu bedeuten gehabt? Sie hielt die Antwort schon in der Hand und wußte es nicht. Aus Stefans Rock war beim Auskütteln ein Brief gefallen; den hob sie jetzt auf und nahm ihn mit ins Haus.

„Was ist denn das für ein Brief?“ fragte sie auf der Küchenschwelle.

Er saß schon am Tisch. „Komm', Mirz! Hast einen Hunger? — Der Brief? Auf den habt' ich ganz vergessen. Den hat mir der Postbote für dich gegeben. Späthig ist es. Schreibt da einer noch an Frau Marie Vogt, wo du schon seit zwei Jahren meine Frau bist.“ Das Lächeln auf seinem Gesicht verschwand jäh. „Mirz, — u' Schenken! — was — was ist denn?“

Sie schob ihn von sich weg und sank auf einen Stuhl. „Lasse nur, — lass', — die Schrift, — vielleicht — ist es nicht wahr, — vielleicht — —“. Sie versuchte den Brief zu öffnen; es gelang ihr nicht. Er nahm ihn aus ihren flatternden Händen, schnitt ihn auf, trat näher an die Lampe heran und las. Ihr angstvoller Blick hing an seinen Lippen. „Ein Scherz,“ sagte er endlich mit unsicherer Stimme, „ein schlechter Scherz muß das sein.“

„Gib her!“

Er überließ ihr ratlos das Blatt. Ihre Augen hasteten über die Zeilen. Da stand in der großen unbeholfenen Kinderschrift, die sie so oft genau aus Feldpostbriefen kannte, und deren Anblick sie einst ersehnt hatte in Sorge und Angst, — da stand:

„Liebe Frau!

Du wirst Dich wundern, denn Du hast wohl gemeint, ich bin tot. Aber ich war nur gesangen in Russland. Nun bin ich endlich zurück. Heute und morgen werde ich und bleibe noch in Berlin beim Kamerad Lehmann. Aber Sonnabend da komme ich heim. Suse nischt od heem! Liebe Marie, ich bin ja reene tumm vor Freude. Es grüßt Dich

Dein Paule.“

Ich bringe Dir auch was Feines mit.“

Die beiden Menschen in der kleinen, hellen, freundlichen Küche starrten sich entsetzt an. Ihre Glieder, ihre Lippen waren wie gelähmt.

Ein paar Funken knisterten im Herd. Die Uhr tickte hart. Draußen wehte und schnaufte der kalte Atem der Berge ums Haus. Sonst war alles still.

Aber plötzlich schrie die Frau auf: „Nein, nein, nein!“, daß es durch die Stille gellte. Und immer wieder: „Nein, nein, nein!“, wild und schluchzend, als könnte sie mit diesem verzweifelten Protest das Entsetzliche aus der Welt schaffen. Und sie vergaß alle Scheu und warf sich ihrem Manne an die Brust und umschlang ihn und überströmte sein liebes Gesicht, seinen Hals, sein dunkles Haar mit heißen Küssen. „Dein bin ich, — dein bleibe ich!“

Er hielt sie fest, er küßte sie auch, er streichelte sie mit zitternden Händen — wieder und wieder. „Marie, — Mirz, — Liebes, gehe, sei ruhig! Ganz ruhig! Alles wird wieder gut. Ich gebe dich nicht her!“ Aber seine sonst so warme, tönende Stimme klang wie zerbrochen.

Am Nachmittag des nächsten Tages kam Paul Vogt in S. an. Enttäuscht blickte er sich auf dem kleinen Bahnhof um. Marie war nicht da. Er hatte ihr allerdings den Zug nicht geschrieben. Aber wenn er gehört hätte, daß seine Frau nach so vielen Jahren zurück-

kommen würde, dann wäre er Tag und Nacht nicht vom Bahnhof gewichen. Nu ja, nu nee, — er war halt ein Mann. Marie schämte sich wohl, ihm vor allen Leuten um den Hals zu fallen; sie war ja schon immer so gewesen. Eine gute, treue Seele blieb sie deshalb doch. Sein Mirz!

Der Hirsch Ernst, der ihm die Fahrkarte abnahm, sah gleichgültig an ihm vorbei. Könnte ihn denn nicht mehr? Sie waren doch Schulkameraden gewesen. Aber es war gut so. Nur sich jetzt nicht zu erkennen geben, sonst hält man ihn auf! Und ihn trieb es wie im Fieber heim, zur Marie.

Stattlich stand der Wald. Das waren Stämme! Und nicht so eine Wildnis, wie da hinten in Sibirien, wo er zuletzt als Holzfäller gearbeitet hatte. Ob er hier bei der gräflichen Forstverwaltung wieder ankam? Schlimmstens werde ich und gehe selbst amal zum Herrn Grafen, dachte er. Der ist a niedlicher Herr, — der läßt a alten Kriegsteilnehmer ni im Stiche.

Sorglos schwankte er den Pappkasten, den er an der Hand trug, und lachte in sich hinein. Freue dich, Frau, — freue dich, mein Mirz! Er kam ja nicht mit leeren Händen. Er hatte gearbeitet da drüben und sich etwas erspart. Ein Kleid brachte er ihr mit, ein rotes Samtkleid. In Rot ging sie so schön.

Das war ein Gerenne und Gelauje gewesen gestern in Berlin. Der Kamerad Lehmann, mit dem zusammen ihm endlich die Rückkehr gelungen war, hatte ihn nicht gleich wieder fortgelassen. Und die Frau, die hatte gar nicht gewußt, was sie ihrem Max und ihm vor Freude alles zugute tun sollte. Aber so eine große Stadt, so ein Ameisenhaufen! Abends hatten sie ihn noch in ein Theater geschleppt. Ihm war noch jetzt ganz wirr im Kopfe, wenn er daran dachte. Großartig war es ja gewesen. A Gefinkel und Gefunkel und die laute Musik! Über die Weissen, — die vielen nackten Weissen! Später würde er es der Marie einmal erzählen müssen. Er nahm die Mütze ab, denn ihm war schwül geworden, und strich sich über die Stirn und das ergraute, dünne, blonde Haar und sehr behutsam über die große, rote Narbe, die sich von der linken Wange nach dem Hinterkopf zog; auch das Ohr war verstümmelt. Es gab wohl bald anderes Wetter, denn er spürte wieder das „verflisschte“ Reihen in der Narbe.

Jetzt trat er aus dem Walde und sah über dem Kamm die blaugraue Wolkenwand, hinter der die Koppe ganz verschwunden war. Dazu blies ihm Rübezähn von da oben her mit vollen Backen entgegen. Er setzte die Mütze wieder auf — recht fest — und lachte und schimpfte: „Wart' od, du ahler, grober Kerle! Soll das a Willkommen sein, he?“ — Aber „gut“ tat's doch. Man merkte daran, daß man „heeme“ kam. Der Weg ging sich auch gerade noch so steinig und holprig wie früher. Was nutzte es, wenn sie ihn immer wieder verbesserten! Das Wasser riß im Herbst und im Frühjahr doch alles immer wieder herunter. — He, holla, das war ja die alte Schwedlerin! „Nu, Mutter Schwedler, wie geht es?“

Die Alte, — sie mußte nun wohl schon weit über achtzig sein, — starzte ihn erstaunt an.

„Aber kennt Ihr mich denn garni mehr? Ich bin's od, der Vogt Paule!“

Er wollte ihr die Hand reichen, doch sie wich mit einem leisen, rauen Schrei zurück und hastete, so schnell sie ihre bebenden Beine trugen, entsetzt ins Haus. Dort kroch sie in den Ofenwinkel und weinte. Niemand brachte etwas aus ihr heraus. Aber sie war fest davon überzeugt, daß sie nun sterben müßte, weil ihr ein Abgeschiedener erschienen war. Und wenn sie auch täglich den lieben Gott angerufen hatte, daß er sie erlösen möchte, weil sie nichts mehr auf dieser schlechten Welt zu verlieren hätte, so war das doch nicht so ernst gemeint gewesen, und sie hatte heimlich immer noch auf eine Gnadenfrist gehofft (wie wir alle hoffen, — hoffen, solange wir leben).

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Mommsen, der Geschichtsforscher

Gedenkblatt zu seinem 25. Todesjahr (1. November 1928).

Von Professor Dr. Eugen Wolbe.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Gebiete der deutschen Literatur betrachtet das Ausland die stehziger und achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts — trotz Storm, Keller und C. F. Meyer — als eine Zeit unfruchtbaren Egoismus. Zu Helmholtz, Virchow und Mommsen hingegen blieb In- und Ausland als zu Herren der Wissenschaft empor. Obgleich Edward Engel weißagt, Mommsens Lebenswerk werde seine Geltung verlieren, wie die einst gleichfalls hochberühmten Geschichtsbücher von Schlosser, Staumer und Gerwinus, so wird dennoch Guizot recht behalten, der da behauptet: „Mommsen lebt in seinem Werk.“ Der schleswigsche Dorfsfarrersohn Theodor Mommsen (geboren 1817) gehörte bereits als Primaner des Christaneums in Altona einem „Wissenschaftlichen Verein“ zwed's privater Beschäftigung mit den lateinischen Schriftstellern an — Arbeitsunterricht! —; aber auch die literarischen Erzeugnisse der Zeit unterzogen die jungen Leute scharfer Kritik. An der Universität Kiel studierte er von 1838 bis 1843 Rechtswissenschaften und Altertumskunde. Die Beschäftigung mit dem römischen Strafrecht wurde die Keimzelle zu seiner Geschichte des römischen Staates, der — wie er meinte — „erst von der römischen Jurisprudenz sein Licht empfängt“. Besonders fesselten ihn die römischen Inschriften, die er später in einem monumentalen „Corpus inscriptionum Latinarum“ sammelte.

Weder während noch nach Abschluß seines Studiums war Mommsen ein welfremer Stubengelehrter. Das beweist ein „Vieberbuch dreier Freunde“, das er mit seinem Bruder Thilo und mit Th. Storm herausgab. In diesem ist der junge Jurist mit fröhlichen Viebern und Sätzen vertreten. An einer Universitätslaufbahn dachte Mommsen zunächst nicht. Als Lehrer an Mädchenschulen, sowie als Mitarbeiter bzw. Schriftleiter an Tageszeitungen („Hamburger Börsenblatt“, „Neue Kieler Blätter“ usw.) fristete er sein Dasein, bis ein ihm auf zwei Jahre verliehenes deutsches Stipendium zu einer Italienreise seinem wissenschaftlichen Streben Ziel und Richtung wies. Eine Ausgabe der römischen Gesetzsäulen sollte ihm den Zugang zur Dozentenlaufbahn erschließen.

Nach der italienischen Reise wurde er als Professor an die Universität Leipzig berufen. Er las hier nicht bloß über juristische Dinge, sondern auch über römische Geschichte und römisches Staatsrecht. In diese Zeit fallen die Freiheits-, Einheits- und Verfassungsbestrebungen des deutschen Volkes, die in dem Leipziger „Deutschen Verein“ ihren Widerhall fanden. Mommsen schloß sich an. Auf Grund der Beschuldigung, dieser Verein arbeite auf gewaltsame Einführung der vom Frankfurter Parlament zu beschließenden deutschen Reichsverfassung und auf ein einiges Deutschland mit Preußen an der Spitze hin, wurde Mommsen wegen dieser „hochberührerischen Umlitze“ zu neun Monaten Gefängnis verurteilt; in zweiter Instanz zwar freigesprochen, aber seines akademischen Lehramtes enthoben.

Die Universität Zürich nahm den tüchtigen Gelehrten gern auf, doch folgte dieser bereits zwei Jahre später einem Ruf an die Universität Breslau, die er — auf Alexander von Humboldts Empfehlung — 1858 mit Berlin vertauschte. Eingehebet in ein glückliches Familienleben, dem elf Kinder entsprochen, konnte sich Mommsen in den 45 Jahren seiner Berliner Tätigkeit wissenschaftlich voll ausleben.

Sein Hauptwerk ist die vierbändige „Römische Geschichte“, eine einheitliche, zusammenhängende Vorführung verschiedenster Seiten des Volkslebens und zugleich eine Aufzeigung der Triebkräfte, die es durchpulsten. Ziel seiner Geschichtsschreibung ist, „die Steigerung von der unvollkommenen zu der vollkommenen Kultur und die Unterdrückung der minderkulturfähigen oder auch nur minderentwickelten Stämme durch höherstehende Nationen so weit wie möglich rückwärts zu verfolgen“.

Leider blieb die „Römische Geschichte“ unvollendet. Wie er sich im Alter nicht mehr die Leidenschaft zutraute, Cäsars Tod zu schärfen, so fehlte ihm auch der religiöse Schwung, die Entstehung und Auswirkung des Christentums darzutun. Die Zahl seiner kleineren historischen Arbeiten ist Legion.

Bildeten Geschichtsforschung und -schreibung die wissenschaftliche Ausstrahlung seines Genies, so stellte Politik dessen ethische dar. Einen Gegenzug zwischen geistiger Arbeit und praktischer Tätigkeit, zwischen Weltgeschehen und Tagespolitik gab es für Mommsen nicht. Politisch stand er den liberalen Parteien nahe, als deren Vertreter er in den sechziger Jahren für Halle und den Saalekreis, von 1873 bis 1879 für Cottbus-Spremberg-Kalau in den Landtag einzog. Von 1881 bis 1887 war er Mitglied des Reichstags, trotz seiner unbedingt staatserhaltenden Einstellung ein Verfeindiger des Zusammenganges mit der Sozialdemokratie. In historischem Prozesse, also nicht auf dem Wege der Gewalt, mifste — so glaubte er — das Volk schließlich über das Gemeine siegen; und doch sprach er sich am Abend seines Lebens, angefischt zu mancher trüben Zeiterinnerung, resigniert über die „Unverbesserlichkeit des Menschengetriebs“ aus.

Mommsen war ein Weltbürger, aber er war auch ein guter Deutscher. Noch mehr: er war das, was er Ludwig Bamberger nachräumte: der Deutsche der Deutschen. Und so lebt mit seinem Werk das Gedächtnis seiner großen, starken, harmonischen Persönlichkeit.

Kernworte von Theodor Mommsen.

„Möchte ein jeder, der bei der Anstellung von Universitätslehrern mitzuwirken berufen ist, stets dessen eingedenkt bleiben, daß die vorausehunglose Forschung das Palladium des Universitätunterrichts ist.“ *

„Gesetze sind schriftliche Notizen über Rechtsanschauungen; Notizen, die naturgemäß immer hinter den sich fortentwickelnden Erkenntnissen der Menschen zurückbleiben.“ *

„Die Vox populi ist der laute Ausdruck des über die schwer beweglichen Gesetze hinausgewachsenen Rechtsgefüls und Rechtsbewußtheins. In diesem Sinne ist „Volkes Stimme“.“ *

„Es ist mit dem Krieg wie mit der Feuersbrunst; das Auszünden ist so leicht, wie das Löscheln schwierig. Der König rief, und alle kamen, sagten wir bisher; alsdann wird der Kaiser rufen, und was es heißt, daß alle Deutsche kommen auf den Kaisers Ruf, das werden die Feinde des deutschen Namens alsdann erfahren. Die Gerufenen werden nicht alle zurückkehren, aber wer im Heimzug der Sieger fehlt, dessen Name wird in Ehren bleiben und weithin leuchten.“ *

„Noch dem gleichen Naturgesetz, nach dem der geringste Organismus unendlich mehr ist als die künftigste Maschine, ist auch jede noch so mangelhafte Verfassung, die der freien Selbstbestimmung einer Mehrzahl von Bürgern Spielraum läßt, unendlich mehr als der genialste und humano Absolutismus.“ Ms.

Theodor Mommsen-Anekdoten.

Theodor Mommsen wurde am 30. November 1817 zu Garding geboren und starb am 1. November 1903 zu Charlottenburg.

Mommsen in Verzweiflung.

Als die Berliner Akademie bei der Geldbeschaffung für Mommsens großes Werk „Corpus inscriptionum Latinarum“ Schwierigkeiten bereitete, meinte Mommsen verzweifelt: „Es sei ebenso leicht, die Taufscheine der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande herbeizuschaffen, wie in dieser Sache ein Ende abzusehen.“ *

Mommsen als Kritiker eines Kaisers.

Napoleon III. hat ein Werk über Cäsar geschrieben, welches ein deutscher Vater seinem Sohne schenken wollte. Als er vorher Mommsen um Rat fragte, ob das Werk für seinen Sohn geeignet sei, stellte Mommsen die Gegenfrage:

„Wie alt ist Ihr Sohn?“

„Bierzehn Jahre.“

„Danach ja!“ sagte Mommsen. „Ein Jahr älter in Buche entwachsen gewesen.“

Mommsens Wahrheitsliebe.

Wenn Mommsen sich in einem Vorlage geirrt hat in der nächsten Stunde ganz offen: „Meine Herren, wie ich behauptet habe, hat sich als unrichtig erwiesen.“ *

Mommsen und Menzel.

Mommsen und Menzel trafen sich eines Abends in der Akademie des Berliner Presseclubs, die damals im vierten Stock gelegen waren.

„Wir werden wohl beide bald noch viel höher steigen müssen,“ meinte Mommsen.

„Da lasse ich Ihnen den Vortritt,“ entgegnete Menzel. (Menzel ist tatsächlich auch erst nach Mommsen gestorben.)

Mommsen als Abgeordneter.

Als Mommsen Abgeordneter des Wahlkreises Malau war, gab dies dem sonst so ernsten Helmholtz Anlaß zu einem Scherz. Letzterer hielt nämlich die Festrede zu Mommsens 60. Geburtstage und begann also:

„Darf ich in der Weise seines Wahlkreises von ihm reden, so möchte ich sagen, Mommsen ist weder kahl noch laut!“ Ms.

Ein Heiratsgesuch von anno dazumal.

Im Jahre 1840 erschien im „Münchener Gilboden“ ein Heiratsgesuch des alten siebzigjährigen Sonderlings, Freiherr v. Broich-Hallberg. Der alte Herr wollte nach dem Tode seiner Gattin noch einmal das Glück von neuem herausfordern und schrieb also: „Ich bin nach dem Kalender zwar über siebzig Jahre alt, nach meinem Wohlbefinden aber erst 25! Diejenige, welche ich heiraten will, muß 16—20 Jahre alt sein, schöne Haare, schöne Zähne und schöne, kleine Füße haben, sie muß von ehrlichen, braven Eltern abstammen und ihr Ruf ohne allen Makel sein. Sie muß sich sehr

schön in Seide oder Samt kleiden, aber durchaus in keine anderen Stoffe, auch darf sie keine Ohrgehänge, Ketten, Ringe oder dergleichen Unsiinn tragen, auch keine Panioffel, Hauben, Bänder, falsche Haare und ähnliches, und nie ihre Kleider nach der bestehenden Mode machen lassen, da es nichts Dümmeres geben kann, als dem Kirchgang anderer Menschen zu folgen. Sie soll die Kleider nach ihrem eigenen Geschmack machen lassen und fragen unbekümmert, was Modenärrinnen darüber sagen. Sie muß reiten oder fahren können oder es erlernen. Sie darf nie strikten, weil dieses Zingerspiel eine Maske gegen die Dummheit ist. Sie darf nur Musik machen, wenn sie es bis zur Virtuosität gebracht hat, da es unangenehm ist, daß einfältige Gecklimer anzuhören, womit die Alltäglichkeit in so vielen Häusern die Besucher langweilt. Sie ist im Hause und über alle Dienstboten unumschränkte Herrin, sonst ich selbst das Vergnügen daran finden werde, mich nach ihrer vünftigen Laune zu richten. Sie muß mich überall auf Reisen und wo ich hingehे begleiten, weil es nach meinem Gefühl eine Schande für die Männer ist, den ganzen Tag und den ganzen Abend umherzulaufen und in Wirtshäusern zu schwelgen, indes die Frau allein zu Hause der Lampions überlassen bleibt.

Alles, was oben mit dem Wort „muß“ gesagt worden, ist nicht Untertänigkeit, sondern Kontrakt, Nebereinkunft und ganz allein zu ihrem höchsten Vorteil. Sie erhält am Tage der Hochzeit in russischen oder preußischen Staatsobligationen 30 000 Gulden, wovon sie aber die Binsen jährlich nach ihrem Willen verzehren muß, weil nichts abscheulicher ist als das schändliche Laster des Geizes. Sie darf niemals tanzen, weil ich meine Frau nicht wie eine Närrin will herumhupfen sehen, wenn sie Vermögen besitzt, soll sie darmit tun, was sie will, sie soll nicht sparen, denn es ist mir Grundsatz und Lebenseisheit, die Freuden des Lebens in ewiger, froher Weisheit zu genießen!"

Wahrlich, ein wackerer, alter Herr!

Gedenktage.

1. November.

Gedenkblatt für Theodor Mommsen. Jakob Burkhardt, der ein Jahr jünger war als Theodor Mommsen, starb 1897, und so erleben wir eine Burkhardt-Renaissance jetzt, 30 Jahre nach seinem Tode, die denen wieder einmal recht zu geben scheint, welche der dreißigjährigen Schutzfrist das Wort reden. Oder wäre nicht gerade, wo ein Autor sehr alt wird, seine Hauptwerke also durch sein langes Leben schon sehr lange geschützt sind, sogar eine Herabsetzung jener Frist wünschenswert? Gewiß wird auch von Theodor Mommsen manches Werk einem weiteren Leserkreis nun erst in fünf Jahren zugänglich — um so mehr Grund, das Gedanken an ihn auch jetzt noch zu halten, der vor 25 Jahren, am 1. November 1863 in Charlottenburg starb. Er stammte aus Schleswig, wo er am 30. November 1817 geboren war. Während seiner Studienzeit in Kiel war er eng befreundet mit Theodor Storm, und in dem mit ihm, und seinem Bruder Thilo Mommsen gemeinsam verfassten „Viererbuch dreier Freunde“ (1843) hatte er die führende Stimme. Seit 1848 war er Professor der Rechte in Leipzig, doch wurde er 1850 wegen seiner Beteiligung an der Revolution abgesetzt. Er wirkte dann zunächst in Zürich und Breslau, kam 1857 als Professor der alten Geschichte nach Berlin und war 1873—95 Sekretär der Akademie der Wissenschaften. Der „Achtundvierziger“ blieb in ihm lebendig, als liberales Mitglied des Abgeordnetenhauses bekämpfte er Bismarck. Sein Hauptwerk, die monumentale „Römische Geschichte“ (seit 1854), ist eine der bedeutendsten Leistungen deutscher Geschichtsschreibung. Ein umfassender Geist hat hier aus gründlichster Kenntnis aller Kulturercheinungen ein großartiges Gesamtbild eines Volkes geschaffen. Den Meister deutscher Prosa werden noch viele bewundern!

Zum 60. Geburtstag Felix Holländers. Am 1. November kann Felix Holländer seinen 60. Geburtstag feiern, einer großen Lesergemeinde durch seine zahlreichen Romane gut bekannt, persönlich aber mit einer großen Liebe dem Theater verbunden, dessen Treiben er bald von oben als Regisseur oder gar Direktor leitete oder von unten als Kritiker scharf betrachtete. Holländer ist in Leobschütz 1867 geboren. 1891 machte sein erster Roman "Jesus und Judas" Aufsehen. Andere Werke folgten, bis er 1902 eins seiner besten Bücher in dem Roman "Der Weg des Thomas Truik" schrieb. 1913 war er Leiter des Schauspielhauses in Frankfurt am Main, er war auch längere Zeit an Reinhardts Seite, aber neben der praktischen Tätigkeit ging die schriftstellerische Arbeit fort und Romane wie "Charlotte Adutti", "Unser Hans" oder "Der Eid des Stephan Huller" sind viel gelesen worden, werden auch jetzt in der neuen Gesamtausgabe gern gelesen werden.

fröhliche Ecke.

Kutschslüßer. "Ich denke daran, eine Reise an die Riviera zu machen!"

„Kannst du dir denn folch eine teure Reise erlauben?“
„Das gerade nicht; aber ich kann mir erlauben, daran zu denken!“

Eindeutige Definition. „Papa, was ist eine Fabel?“
„Eine Fabel ist, wenn zum Beispiel ein Dose und ein Esel
miteinander reden.“

Naw. „Wie schlecht man doch heutzutage die Blinden behandelt! Eben lese ich im „Generalanzeiger“, daß man im Schnellzug Hamburg-Wöln zwei blinde Passagiere verhaftet hat.“

Zum Kopfzerbrechen.

Rösselsprung

der								
nicht	den	glei-						
che	still	du	nützt	wer				
hast	ge-	bist	und	du	nicht	nicht	wird	
nie	den	und	und	be-	ser	ent-	stil-	
lebt	du	nicht	auch	schwebt			ist	bes-
du	stehst	mer				le	bliok	
im-					schon	zeit	schlim-	
	der	mer	wor-	steht				gen-
	ge-	die	au-	F B.				den

Silbenrätsel.

Aus den Silben: *Wortzettel.*
 a—an—au—be—be—ber—bub—chi—da—det—di—dö—eb—
 ei—ei—el—fei—ge—gust—ir—land—land—le—me—mer—na—nas—
 ne—ritz—rös—führ—sä—sam—sel—sprung—tau—ti—u—un—ze
 sind 17 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden, deren erste
 und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen
 Spruch ergeben. (ch = 1 Buchstaben.)

Bedeutung der Wörter: 1. Breitspiel, 2. Hausrat, 3. beliebte Rätselart, 4. Südfucht, 5. berühmter Flugzeugkonstrukteur, 6. Schlosserhandwerkzeug, 7. Teil Ostpreußens, 8. italienischer Wein, 9. Oper von Lorking, 10. Teufelsname, 11. europäischer Staat, 12. Tischlerhandwerkzeug, 13. berühmter deutscher Tenor, 14. Berliner Truppenübungsplatz, 15. Naturerscheinung, 16. Gierspeise, 17. Monatsname.

Magischer Diamant.

•	Vokal
♦ • ♦	persönliches Fürwort
♦ • ♦	frühere Bewohner Berus
• • • E • • •	gekürzter Frauenname
♦ • ♦	großes Gewässer
•	Konsonant.

Au Stelle der Punkte sind die Buchstaben A A C C E E E E H H
I I K K N N N N R R S S so einzusehen, daß die wagerechten und ent-
sprechenden senkrechten Reihen Wörter von angegebener Bedeutung er-
geben; bei richtiger Lösung nennen die sich kreuzenden Mittellinien eine
heute viel genannte Persönlichkeit.

Eigentümlichkeit

„2“ ist warm und „1“ ist kalt,
Wohlbekannt bei jung und alt.
„1“ ist rauh und oft gefährlich
„2“ für jeden unentbehrlich,
doch wenn beides nicht getrennt,
leuchtet's auf am Firmament.

M. PI

Auflösung Nr. 43

Grenzamorträtsel

- Senf recht: 1. Maist. 2. Dahn. 3. Alter. 5. Mitan. 6. Lord.
 7. Eber. 9. Concert. 11. Nielsen. 13. Whorn. 15. Ort. 16. See.
 20. Ethel. 21. Sonne. 22. Alsta. 23. Trog. 24. Volk. 25. Egon.—
 Wager recht: 1. Madrid. 4. Emilie. 8. Schule. 10. Stirne.
 12. Ton. 14. dir. 15. Orpheus. 17. Azur. 18. Gule. 19. Leerro.
 22. Art. 24. Tee. 26. Strahl. 27. Urfang. 28. Angeln. 29. Reigen.

Hugenotten, Alpenkönig, Lohengrin, Königssäuber, Oliva;
„Safsa“.

Buchstabenrätsel.

Gisenach — Leipzig — Braunsberg — Essen — Reichenbach —
Blenzburg — Erfurt — Linben — Düsseldorf — Elberfeld.

Feierstunde: Gaſt, Hæus; Gaſthæus.

Denkspotaufgabe:

24	9	12
3	15	27
13	21	6